

Müssen Journalisten die Panikmacher sein?

Warum Leser und Journalisten zum Risiko ein gestörtes Verhältnis haben

Gerald Mackenthun (Berlin)

*Referat beim Symposium Schweizer Wissenschaftsjournalisten
14. Mai 2003 in Zürich*

Inhalt

Einleitung.....	2
Psychologie der Risikowahrnehmung	3
Reaktionsmöglichkeiten: Das Beispiel Tschernobyl.....	6
Experten contra Laien: Die Ohnmacht der Expertise	7
Becks „Risikogesellschaft“	10
Journalistische Binnenkriterien: Die Ohnmacht der Journalisten.....	14
Journalistische Defizite.....	18
Journalistische Kritik am Journalismus	19

Einleitung

Kernenergie und Grüne Gentechnik gelten in Deutschland (und nicht nur dort) vielen als gefährlich. Demnächst wird möglicherweise die Stimmung gegen die Mobiltelefonie kippen. Den Experten gelingt es nicht, das Gefühl des Bedrohtseins zu beseitigen, woran die Art und Weise, wie Massenmedien über diese und andere Risiken berichten, einen Anteil hat. Die oftmals unkritische negative Haltung von Medien gegen Kernenergie und andere Risiken wird zu Recht kritisiert.

Es ist in diesem Zusammenhang für Deutschland prägend, dass mit der Partei der Grünen technikkritische Positionen aus dem Zentrum des demokratischen Systems vorgebracht werden können. Diese Partei und die sie unterstützenden Organisationen trugen entscheidend dazu bei, dass Kernenergie und Grüne Gentechnik in Deutschland als „gefährlich“ gelten. Demnächst wird möglicherweise die Stimmung gegen die Mobiltelefonie kippen.

Die dabei benutzten Argumente können von Wissenschaftlern oftmals nur als Hanebüchen bezeichnet werden. Allein schon die Forderung nach einem „Null-Risiko“ oder die „Umkehr der Beweislast“ (Netzbetreiber sollen nachweisen, dass Mobiltelefonie nicht gesundheitsgefährdet ist) ist abseits von allem, was denkbar und wünschenswert wäre. Den Experten gelingt es nicht, das Gefühl des Bedrohtseins zu beseitigen, woran die Art und Weise, wie Massenmedien über Risiken berichten, einen erheblichen Anteil hat.

Die Tradition einer apokalyptischen Kritik der gesellschaftlichen Entwicklung trifft nicht nur in Deutschland auf einen medienimmanenten Zwang zur Sensationalisierung und Personalisierung (Einzelfallgeschichten) und damit fast notwendig verbundener Ignoranz gegenüber Wissenschaft und ihren Protagonisten. Das Ergebnis ist eine mehr als nötig verzerrte Darstellung der Wirklichkeit. Die Risiko-Berichterstattung wird zu Recht kritisiert.

Tatsächlich sind Kernenergie, Grüne Gentechnik und Mobiltelefonie - das zeigen alle Daten - „sicher“; ihr Gefährdungspotenzial tendiert gegen Null bzw. liegt deutlich unterhalb der Größenordnung, die die Bevölkerung bei anderen theoretischen Risiken einzugehen bereit ist. Niemals seit der Besiedlung Mitteleuropas lebten die Deutschen (die Europäer, Nordamerikaner) gesundheitlich sicherer und länger als heute. Wir leben nicht in einer „Risikogesellschaft“, die unterschiedslos alle immer mehr bedroht bis hin zur Selbstausrottung der Spezies *homo sapiens*, wie der Soziologe Ulrich Beck 1986 meinte (und heute viele immer noch meinen), sondern in einer technisch und gesundheitlich immer gefährloseren Gesellschaft.

Wie kommt es, dass minimalen Risiken übertriebene Aufmerksamkeit geschenkt wird und Risiken so unterschiedlich wahrgenommen werden? Für Experten sind Risiken umschriebene Schäden (ausgedrückt in Schadenssumme oder verlorener Lebenszeit), die mit einer berechenbaren Wahrscheinlichkeit auftreten, für Laien kommen noch eine ganze Reihe weiterer Einordnungskriterien hinzu, unter anderem subjektive Sorgen (ob berechtigt oder nicht) und eine ethische Dimension, die den Eindruck entstehen lassen, Dilettanten seien letztlich klüger als die kalt rechnenden Fachleute.

Frage-
stellung

Psychologie der Risikowahrnehmung

Das Wissen um Risikowahrnehmung hat sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten enorm erweitert.¹ Der gesunde Menschenverstand sagt es einem und Untersuchungen bestätigen, dass die Psyche anderes arbeitet als nur mit Verstand und Vernunft. Es gibt ein "subjektiv wahrgenommenes Risiko", das sich vom tatsächlichen Risiko unterscheidet. Das bedeutet:

Divergierende Bewertungskriterien

- Selbstgewählte Gefahren erscheinen geringer als aufgezwungene. Wir lassen uns von anderen ungern das antun, was wir ohne Zögern uns selbst zumuten. Risiken wie Rauchen oder Skifahren werden bewusst eingegangen, Konservierungsstoffe in Lebensmitteln werden als aufgezwungen abgelehnt.
- Kontrollierbare Risiken erscheinen als akzeptabler als solche, auf die wir keinen Einfluss haben. Etwas kann risikoreich sein, doch wenn Methoden existieren, um ihnen auszuweichen, wird das Risiko als nicht so gravierend angesehen. Für den Entscheider ist Kernkraft ein kalkulierbares Risiko, für den Betroffenen eine unsichtbare und unbeflussbare Gefahr.
- Bei freiwillig eingegangenen Risiken wird ein etwa 1.000 Mal höheres Risiko akzeptiert als bei unfreiwillig zugemuteten, schätzt der Amerikaner Chauncey Starr.² "Wenn man anderen die Gefahren zumuten könnte, die man für sich selbst als Risiko akzeptiert, würde das Proteststürme auslösen. Wenn noch gälte: 'Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst', könnte dieser sich auf allerhand gefasst machen", schmunzelt der Soziologe Niklas Luhmann.³
- Je mehr Personen an einem risikoreichen Unternehmen teilnehmen, desto geringer erscheint das Risiko (Beispiel Börsenboom Anfang 2000).
- Befragte sind sich grundsätzlich sicher, dass ihnen weniger Unfälle passieren als anderen und das andere weniger aufpassen als sie selbst. Autofahren ist das klassische Beispiel für das "Mir wird schon nichts passieren"-Phänomen. Unterschätzt werden die Risiken vieler Aktivitäten, die vertraut sind, die man persönlich kontrollieren zu können glaubt und bei denen man noch nie zu Schaden gekommen ist.
- Natürliche Gefahren werden eher hingenommen als menschengemachte. Der Widerstand gegen das Passivrauchen ist größer als die Sorge wegen Radon im Keller.
- Risiken neuer Techniken werden regelmäßig überschätzt, Risiken bekannter Techniken regelmäßig unterschätzt. Mit der Bekanntheit des Risikos sinkt die Risikoeinschätzung und steigt die Risikoakzeptanz.

¹ Peters, Hans Peter: Durch Risikokommunikation zur Technikakzeptanz? In: Krüger/Ruß-Mohl: Risikokommunikation. Edition Sigma, Berlin 1991, S.11ff; Görke, Alexander: Risikojournalismus und Risikogesellschaft. Westdeutscher Verlag, Opladen 1999, S.25ff; Kemp, Ray: "Risikowahrnehmung: Die Bewertung von Risiken durch Experten und Laien - ein zweckmäßiger Vergleich?", in Bayerische Rück (Hrsg.): Risiko ist ein Konstrukt. Wahrnehmungen zur Risikowahrnehmung. Knesbeck Verlag, München 1993, S.109-127; Bechmann, Gotthard: Risiko und Gesellschaft. Westdeutscher Verlag, Opladen 1997, S.XIII; Weymeyr, Christian: "Blinder Alarm der Angst", *Die Zeit*, 18.02.1994, S.37

² Bechmann, Gotthard: Risiko und Gesellschaft. Westdeutscher Verlag, Opladen 1997, S.194

³ Luhmann, Niklas in Bechmann, Gotthard: Risiko und Gesellschaft. Westdeutscher Verlag, Opladen 1997, S.330

- Katastrophen und Einzelschicksale beunruhigen mehr als der alltägliche Wahnsinn an Stammtischen (Alkohol) und auf Landstraßen (Unfälle). Malariaepidemien in den Tropen mit jährlich drei Millionen Toten erregen uns weniger als eines der seltenen Tankerunglücke oder angeschwemmte "Giftbeutel" (verpackte Pflanzenschutzmittel, die an der holländischen Nordseeküste anlandeten).
- Risiken von schwer fassbaren Techniken wie Atomkraftwerke oder pflanzlicher Gentechnik werden stärker wahrgenommen als die von vertrauten sichtbaren Gefahren.
- Risiken, bei denen die Schäden erst mit zeitlicher Verzögerung auftreten, werden in der Regel eher akzeptiert als Risiken mit unmittelbarer Schädigung.
- Dramatische Todesursachen werden (z.B. durch Sensationsberichte in den Medien) überschätzt, schleichende "undramatische" Todesarten wie Diabetes oder Asthma unterschätzt.
- Ein Unfall mit 1000 Toten in einem Zeitraum von 1000 Tagen erregt die Öffentlichkeit viel weniger als 1000 Tote an einem Tag. Für den Fachmann ist das Risiko in beiden Fällen gleich.
- Beeinflusst wird die Risikoeinschätzung durch Merkmale wie geographische und zeitliche Nähe, Risikopotenzial (Opferzahlen) *ohne* Berücksichtigung der Eintrittswahrscheinlichkeit und die Möglichkeit, den eingetretenen Schaden rückgängig zu machen oder nicht (Reversibilität).
- Die Berechnung, wie viel Geld man zur Vermeidung eines Todesfalles auszugeben bereit ist, wird in Deutschland (anders als in den USA) als zynisch empfunden. Viele sind der Meinung, es dürften keine Kosten gescheut werden. Tatsächlich wird jedoch immer abgewogen, auch wenn man es sich nicht zugestehen mag. Es geht auch nicht anderes, wenn eine Entscheidung getroffen werden muss.
- Schlechten Nachrichten wird eher geglaubt als den guten. Uranmunition empört die Menschen, Meldungen über die sauber gewordene Elbe misstrauen sie.

Für die Frage, warum immer geringere Risiken immer höher bewertet werden, wurden mehrere Lösungen angeboten, was darauf schließen lässt, dass es keinen Mechanismus gibt, der als einziger in Frage kommt. Vielmehr zeigt sich, dass psychologische, soziologische und massenmediale Einflüsse ineinander greifen.

So wurde beobachtet, dass die überproportionale Angst vor einem bestimmten Großrisiko (im wesentlichen war es in den USA und Deutschland immer die Kernenergie) eine gesteigerte Aufmerksamkeit gegenüber anderen, dann auch kleineren Risiken nach sich zieht. Die Ablehnung der Agrar-Gentechnik in der deutschen Bevölkerung mag so gesehen wenig mit tatsächlichen Risiken der Freisetzung genetisch optimierter Pflanzen zu tun haben, sondern ein Abkömmling der Tschernobyl-Furcht sein. Anders gesagt, Risikokommunikation ist abhängig vom Kontext. Dieser Kontext kann kaum bewusst und gewollt hergestellt werden, weshalb es nicht ausreichend ist, einfach mit mehr Informationen die Rezipienten zu einem vernünftigen Handeln zu bewegen.

*These:
Gesteigerte
Risikoauf-
merksamkeit
verstärkt sich
selbst*

Es trat das Gegenteil ein. Erst die öffentlichen Anhörungen zur Kernenergie und die öffentliche Debatte um dieses Thema haben aufgeschreckt; sie eröffneten die Möglichkeit zur Dramatisierung und Falschinformation.⁴ Das bedeutet auch, dass kaum vorhergesagt werden kann, welche neuen Techniken und Risiken akzeptiert werden und welche alten in Unnade fallen werden. Vernünftige Risikokommunikation kann deshalb keine Garantie für Technikakzeptanz oder für rationale Entscheidungen übernehmen.⁵

Hans Mathias Kepplinger von der Universität Mainz hat in seinem vieldiskutierten Buch „Künstliche Horizonte“ (1989) zur sinkenden Akzeptanz einiger Großtechniken die folgende These aufgestellt: „Je größer der Mangel in einer Gesellschaft ist, desto stärker sind die Hoffnungen, den Mangel durch die Entwicklung von Technik zu beseitigen, und desto größer ist die Bereitschaft, unbeabsichtigte Nebenfolgen dieser Techniken hinzunehmen. Je größer der Überfluss einer Gesellschaft ist, desto geringer sind die Erwartungen, durch die Entwicklung neuer Techniken das Erreichte substantiell zu verbessern, und desto mehr schwindet die Bereitschaft, selbst kleine Risiken zu tolerieren. ... Die Technikentwicklung ist nach diesen Überlegungen ein dialektischer Prozess, der intellektuell um so mehr in Frage gestellt wird, je mehr er materiell dazu die Voraussetzung schafft. Der *Grenznutzen der Technik* dürfte ein wesentlicher Grund dafür sein, dass diejenigen, die am meisten von der Technik profitieren, ihr am kritischsten gegenüber stehen - die Industrienationen und in den Industrienationen die oberen sozialen Schichten.“⁶

*These:
Grenznutzen
neuer Techniken
(Kepplinger)*

Diese These ist anhand zweier Beispiele leicht zu belegen. Wie stehen vor der paradoxen Situation, dass ein hoher Bildungsgrad mit höherer Angst vor Kernkraftwerken korreliert. Aus Befragungen geht hervor, dass Menschen mit Hauptschulabschluss zu 19 Prozent „Angst“ vor der Kernenergie äußerten, hingegen 35 Prozent der Befragten mit Abitur.⁷ Man könnte annehmen, dass ein höherer Bildungsgrad mit besseren und differenzierten Informationen zusammenhängt. Genau das scheint nicht der Fall zu sein. Wurden die höher Gebildeten schlechter informiert? Es ist zu vermuten, dass die Personen mit einem niedrigen Bildungsgrad sich insgesamt indifferenter dem Thema Kernenergie gegenüber einstellten, während die höher Gebildeten sich stärker informierten und dann entweder schlecht informiert wurden oder aber aus den Informationen ihre negativen Schlüsse zogen.

Zweites Beispiel: Im Februar 2003 berichtete das Epidemiologische Bulletin des Robert-Koch-Instituts Berlin über eine Befragung von Münchner Eltern zur Impfung ihrer Kinder gegen Masern, Mumps und Röteln (MMR). Mütter, die ihre Kinder nicht gegen MMR impfen ließen, haben (im Vergleich zum Bundesdurchschnitt) öfter Abitur und haben eine höhere Meinung von der Naturheilkunde. Eltern, die ihre Kinder impfen lassen, vertrauen hingegen eher der wissenschaftlichen Medizin. Die behandelnden Ärzte von Kindern ohne MMR-Impfung haben zu einem größeren Anteil eine naturheilkundliche Orientierung als Ärzte von Kindern mit MMR-Impfschutz. Eltern, die ihre Kinder nicht gegen MMR impfen ließen, wurden in ihrer ablehnenden Haltung von ihren Ärzten, den Hebammen und bestimmten Medienberichten angeregt. Eltern, die ihre Kinder nicht impfen ließen, sind der Meinung, dass Krankheiten das Immunsystem stärken und dass Kinderkrankheiten

⁴ Bechmann, Gotthard: Risiko und Gesellschaft. Westdeutscher Verlag, Opladen 1997, S.XIVf

⁵ Peters, Hans Peter: „Durch Risikokommunikation zur Technikakzeptanz?“ In: Krüger/Ruß-Mohl: Risikokommunikation. Edition Sigma, Berlin 1991, S.11ff

⁶ Hans Mathias Kepplinger: Künstliche Horizonte, Frankfurt/Main 1989

⁷ Marplan 1986 / GETAS 1987

harmlos sind.⁸ Aus der Gesundheitsuntersuchung der einzuschulenden Kinder in Berlin geht hervor, dass die Durchimpfungsrate der Kinder aus dem oberen sozialen Drittel der Stadt je nach Impfkrankheit 7 bis 8 Prozentpunkte unter der Rate der Kinder aus dem mittleren und unteren sozialen Drittel liegt.

Der Züricher Philosophieprofessor Hermann Lübbe nahm die Fragestellung auf und befasste sich mehrmals mit dem Thema "Sicherheit und Risikoakzeptanz". Auch er wunderte sich darüber, dass wir in der modernen Industriegesellschaft zwar ungleich sicherer leben als alle Generationen der Menschheit zuvor, dass aber gleichzeitig unser Sicherheitsverlangen bzw. unsere Risikoempfindung ständig zunimmt.⁹

*These:
Kampf gegen Lebensunsicherheit sucht sich Ventil (Lübbe)*

Lübbe nennt mehrere Ursachen für die Risikoempfindlichkeit: die zunehmende Arbeitsteilung (mit Verlust des Überblicks), den Verlust von unmittelbarer Lebenserfahrung, das Schwinden der Zukunftsvoraussicht sowie Informationsüberflutung. Die Welt wird immer komplizierter und die Menschen verstehen immer weniger, wie sie funktioniert. Die allgemeine Unsicherheit und das Tempo des Lebens soll dann durch den Kampf gegen echte oder vermeintliche Bedrohungen vermindert werden.

Ein weiterer Grund: Allgemeiner Wohlstand und Sicherheit erhöhen die Erwartungen an immerwährende Gesundheit und Leidensfreiheit bis ins Unrealistische. Gab es früher Zeiten, so Lübbe, in denen die Behinderung eines Neugeborenen als Schicksal hingenommen wurde, so wird heute immer öfter versucht, den Arzt verantwortlich zu machen. Die Fortschritte der Medizin erhöhen die Erwartungen an sie, wie überhaupt das sich Fügen in Unvermeidliches zunehmend aus der Mode kommt. Das sich nicht fügen Wollen ins Unvermeidliche war mit Motor des technischen und chemischen Fortschritts, deren Komplexität neuer Anlass für Sorgen ist. Wir sind Experten in unserem jeweiligen Beruf, verfügen aber bei den Grundlagen des Funktionierens von Technik und Gesellschaft kaum noch über eigene Erfahrung. Wer weiß heute, wie Brot entsteht, wie Trinkwasser gewonnen wird, wie UNO-Entscheidungen zustande kommen, wie die Flugsicherung funktioniert? Das Vertrauen in das eigene wie das fremde Handeln schwindet unter der Erfahrung der Überforderung. Überforderung wiederum schwächt jedes Sicherheitsgefühl. Die über die Medien vermittelten Informationen produzieren gerade *nicht* jenes Wissen, das uns Sicherheit vermitteln könnte. "Weltnachrichten" sind entweder für uns irrelevant oder lassen die Alarmglocken schrillen, ohne dass wir eingreifen können.

Reaktionsmöglichkeiten: Das Beispiel Tschernobyl

Es wäre jedoch zu grobschlächtig, einfach von „den Deutschen“ oder „der Bevölkerung“ zu sprechen. Die (inzwischen emeritierte) Psychologieprofessorin Eva Jaeggi von der Technischen Universität Berlin hatte 20 Menschen einige Jahre lang in regelmäßigen Abständen zu ihren Gefühlen bezüglich Tschernobyl befragt und daraus drei Verhaltenstypen herausgefiltert: die Unberührbaren, die Vernünftigen und die Erschütterten.¹⁰

Die *Unberührbaren* waren vor allem ältere Leute mit einiger Lebenserfahrung, die die

⁸ „Münchner Eltern zum Thema 'Impfen'“, Epidemiologisches Bulletin, Ausgabe 9/2003, 28. Februar 2003

⁹ Lübbe, Hermann: "Sicherheit. Risikowahrnehmung im Zivilisationsprozess", in: Risiko ist ein Konstrukt, herausgegeben von der Bayerischen Rückversicherung, München 1993, S.23-41

¹⁰ Jaeggi, Eva: "Psyche und Risikokommunikation", in: Risikokommunikation, hrsg. von Krüger/Ruß-Mohl, Berlin 1991, S.67-74

von Tschernobyl ausgehende Gefahr nicht hoch einschätzten und angaben, sich für das Thema nicht besonders zu interessieren, da sie ja schon im letzten Drittel ihres Lebens stünden. Die *Vernünftigen* sind gekennzeichnet durch ein pragmatisches Verhältnis zur Natur. Sie wollen sie schützen und etwas dafür tun. Die *Erschütterten* reagierten mit einer irrationalen Verunsicherung ihres Zeit-, Natur- und Nahrungserlebens und dem Verlust einer kreatürlichen Unbefangenheit. Sie erlebten Tschernobyl als "Untergang der Welt" und waren zutiefst konsterniert, keine Milch mehr trinken zu dürfen (wie es ihnen die Medien eingeredet hatten). Sie rechneten damit, sich auf Dauer nicht mehr natürlich ernähren zu können und damit, dass kommenden Generationen die Haare ausfallen und die Menschheit wegen der Verseuchung unter der Erde würde leben müssen.

Diese grundlegend entgegengesetzten Reaktionsmöglichkeiten erläuterte der Psychologe Heiner Keupp ebenfalls am Beispiel Tschernobyl: "Eine Frau, Mutter mehrerer Kinder, mit einem Physiker verheiratet, wird nach Tschernobyl von ungeheuren Ängsten überschwemmt. Ihr Mann setzt dagegen sein naturwissenschaftliches Wissen, er liefert ihr Erklärungen, die die Ängste als grundlos und übertrieben erscheinen lassen sollen. Die Frau lässt sich nicht beruhigen, sie beharrt auf der Realität ihrer Ängste und traut ihnen mehr als den Erklärungen ihres Expertenmannes. Der wiederum zieht aus der Erfolglosigkeit seiner Aufklärungsbemühungen den Schluss, dass seine Frau 'hysterisch' und 'irrational' reagiere." Gleiches kulturelles Umfeld garantiert noch nicht gleiche Anschauungen, gleiche Information nicht gleiches Handeln. Die Differenz liegt in innerseelischen Prozessen.

<p><i>Reaktions- möglichkeiten: Beispiel Tschernobyl</i></p>

Die Informationsverarbeitung und anschließende Risikowertung erfolgt in einem nur individuell zu verstehenden "Rahmen" (neudeutsch "framing"), was manchmal zu unverständlichen Entscheidungen des einzelnen führt. Beispiel: Ein jugendlich-liberales Milieu wollte und will Kernkraft- und Umweltrisiken mit Verboten ausräumen, demonstriert aber angesichts der Ausbreitung von Aids eine bemerkenswert risikobewusste Risikobereitschaft, die dezidiert auf Verbote verzichtet.

Diese Einstellung hat Tausenden von jungen Leuten das Leben gekostet. Sie starben an Aids, nicht an radioaktiver Strahlung. Vorteil der Aids-Politik war die Aufrechterhaltung eines liberalen politischen Klimas. Der polizeiliche „Aids-Staat“ wurde ebenso wenig Realität wie der repressive „Atom-Staat“, obwohl Aids tausend Mal gefährlicher ist als Kernenergie. Damit wird nicht die These vertreten, dass eine repressive Aids-Politik die Zahl der Aids-Infizierten und -Toten reduziert hätte. Wir haben aber nur eine begrenzte Zahl an harten Risikokriterien wie beispielsweise die Zahl der Toten und Verletzten, der Erkrankten oder die Zahl „verlorener Lebensjahre“. Gemessen an diesen Kriterien ist und bleibt Aids überall auf der Welt gesundheitsgefährdender als die Kernenergie.

Werden hier Äpfel mit Birnen vergleichen? Nein, wenn man die objektiven Risikokriterien heranzieht. Ja, wenn man einen weiteren Befund der Risikoforschung und Risikokommunikationsforschung heranzieht, die heute davon ausgeht, dass es keine (oder nicht nur) "objektiven" Risiken gibt, Risiko vielmehr ein kognitives und soziales "Konstrukt" ist. Es gibt unterschiedliche Risikowirklichkeiten und -einschätzungen, je nachdem, wo und wie man lebt und welchen Charakter man hat.

Experten contra Laien: Die Ohnmacht der Expertise

Es bedarf des Einsatzes kühl kalkulierender Vernunft und mathematischen Grundwissens, um sich nicht von subjektiven Risikowahrnehmungen in die Irre führen zu lassen.

In dem eben genannten Beispiel trifft der Experte (der Mann) auf den Laien (die Frau). Was hat den höheren Wert: das von Wissenschaft überlagerte Gefühl des Mannes oder die Ängste der Frau? Der Experte oder der Laie? Sie haben verschiedene Lebensgeschichten, unterschiedliche Ausbildungen und abweichende Interessen, sie sprechen zwei Risikosprachen. Worin bestehen die Unterschiede?

Wissenschaftler suchen allgemeine Gesetze, haben emotionale Distanz zu ihrem Thema, denken langfristig und rational, versuchen Aussagen so präzise wie möglich zu formulieren, haben ihre allgemein akzeptierten Methoden und forschen manchmal nur um der Erkenntnis willen. Sie halten ein gewisses Ausmaß von Risiko für akzeptabel, gerade auch weil sie eine Risikogröße mit einer anderen vergleichen. Sie können Ungewissheit aushalten, weil sie die Grenzen ihrer Profession kennen, sie denken in Durchschnittswerten und ein Tod ist für sie eben ein Tod, eine Erkrankung eine Erkrankung, ein Unfall ein Unfall.

*Experten
contra Laien:
Unterschiedliche
Risikowahrnehmung*

Laien, zu denen in der Regel auch Journalisten gehören, sind auf Neuigkeiten und Abnormitäten aus, suchen die emotionale Nähe und die Betroffenheit, verknüpfen Themen mit Einzelschicksalen, denken aus ihrem Alltagsverstand heraus, haben nur ungefähre Vorstellungen und wollen den Nutzwert einer Erkenntnis wissen. Sie gehen intuitiv an die Dinge heran, wollen nicht differenzieren, sondern klare Antworten („Ja oder Nein?“), verlangen Sicherheit, fragen nach persönlichen Konsequenzen und unterscheiden durchaus danach, welchen Tod einer stirbt und welche Krankheit einer bekommt.¹¹

Die Hamburger Wochenzeitung *Die Zeit* hatte 1996 das Für und Wider der Experten- und Laienmeinung diskutiert. „Mehr Macht für die Vernunft“, forderte der Journalist Hans Schuh. Er wandte sich gegen die irrationale Jagd einiger Medien nach Restrisiken. Von der „Klugheit der Laien“ war hingegen sein Kollege Gero von Randow überzeugt. Er plädierte für eine friedliche Koexistenz von Verstand und Gefühl.¹²

Wenn das nur ginge. Unsere Risikokommunikation liegt im Argen, weil das Irrationale das Rationale verdrängt bzw. das rationale, wissenschaftliche Denken noch zu wenige Bürger (und Journalisten) erfasst hat. Hans Schuh hält die endlosen Debatten über Atomstrom, die ewigen Streitereien um das End- und Zwischenlager Gorleben oder das Kernkraftwerk Krümmel für absurd. Doch Atomkraftgegner und Medien machen unverdrossen Druck und hängen jede noch so seltsame „kritische“ Aussage an die große Glocke. Die Landesregierungen in Niedersachsen und Schleswig-Holstein haben nicht den Mut, sich auf die Seite der Experten zu stellen.

Die Bevölkerung, und damit auch die Journalisten, profitieren täglich von Wissenschaft, aber sie denken nicht immer wissenschaftlich. Erstaunlich, wie selbstverständlich die Mehrheit der Bevölkerung die Segnungen von Medizin, Technik und Landwirtschaft annimmt und einfordert und gleichzeitig ihre Grundlagen, Bedingungen und Nebenwirkungen ausblendet.

¹¹ Zusammengestellt von Winfried Göpfert, Freie Universität Berlin. Siehe auch Powell, Douglas und Leiss, William: *Mad Cows and Mother's Milk - The Perils of Poor Risk Communication*. McGill-Queen's University Press, Montreal & Kingston 1997, S.26f

¹² Schuh, Hans: „Mehr Macht für die Vernunft“, und Randow, Gero von: „Die Klugheit der Laien“, *Die Zeit*, 13.09.1996, S.33

Gero von Randow legte in seinem Plädoyer für die Macht der Laien den Finger auf den wunden Punkt der Expertokratie: Fachleute würden eine "Ideologie" des Rationalen verbreiten, also nicht wirklich rational sein können, denn sie wollen Geld für Gutachten. Mit anderen Worten, Wissenschaftler haben Interessen und die Auftraggeber der Gutachten ohnehin. Der Laie hingegen sei selbst dort, wo er sich verrechnet, klüger als gemeinhin angenommen. Risiken werden subjektiv empfunden, und wo Betroffene in Aufregung verfallen (Asbest in Schulen, Eisenbahnschwellen auf Kinderspielplätzen, gentechnisch optimierte Nutzpflanzen), da haben sie schlicht recht. Ihnen ist es zu verdanken, dass die Sicherheit von Kernkraftwerken kontinuierlich erhöht wurde, die grüne Gentechnik abgelehnt wird und heute die Abluft der Müllverbrennungsanlagen sauber ist. Laien und Experten seien nur gemeinsam klug.

*These:
Laien haben
wesentlich
zur Erhö-
hung von Si-
cherheit bei-
getragen*

Die Rückseite dieser Medaille kennt von Randow allerdings auch. Deutschland steigt aus der weitestgehend sicheren Kernenergie aus, Flughäfen können nicht mehr erweitert, geschweige denn gebaut werden, manch harmloser Funkmast scheitert an angstgeleiteten Einsprüchen, Milliarden werden ausgegeben für ein Fitzelchen Asbestrisiko, während das Geld für eine Ampelanlage vor der Schule fehlt.

Das alles spricht gegen die Macht der Laienmeinung und von Randow weiß es, aber er findet einen Dreh, um sie doch noch als gewichtigen Posten in die Kalkulation einzuführen. Er verlässt Deutschland und lässt uns in der Welt herumschauen. Ist es dort draussen, wo es Übervölkerung und Elend gibt, nicht an der Zeit, über globale Risiken zu diskutieren? Spätestens im globalen Maßstab, wo die Umwelt nicht mehr so gut abschneidet wie in Deutschland, übertrumpft die Laienkritik das Expertenwissen bei weitem. Den Affekt gegen die Expertenherrschaft treibt von Randow hoch mit Blick auf Tankerunglücke, Klimaveränderung, Ausrottung der Arten und dem Hunger, also jenem "rationalen Wahn", für den irgendwie die Industrie, der Kapitalismus und die Globalisierung verantwortlich sind, als ob die Bewohner der Industriestaaten und zunehmend auch die Bevölkerung der Schwellenländer nicht von diesem System in fast schon lebenserhaltender Weise profitieren würden.

*These:
Wissenschaft
ist in Wahr-
heit irrational
und nicht
mehr wert als
eine Laien-
meinung*

Einen Vorrang für die Laiensicht vertritt auch der Kommunikationswissenschaftler Alexander Görke hat in seiner Dissertation "Risikojournalismus und Risikogesellschaft" (1999). Er goss den Gegensatz der Sichtweisen von Experten und Laien in die Begriffe "risiko-objektivistischer" und "risiko-konstruktivistischer Ansatz".

Ausgehend von der Annahme, dass es möglich sei, der Wahrheit von Risikogrößen tendenziell immer näher zu kommen, wächst sich der objektivistische Ansatz zu einer geharnischten Kritik an Medien und Journalisten aus. Gemessen am wissenschaftlichen Anspruch sind viele Berichte gerade über Krisen nicht objektiv, vielmehr unfair, verzerrend, übertreibend, ungenau, unsachlich und inkompetent. Die Kluft zwischen "richtigen" Qualitätskriterien der Forschung und den "falschen" Auswahlkriterien des Journalismus scheint kaum überbrückbar.

Görke macht sich freilich lustig über die Wissenschaftler und Objektivisten, die sich Illusionen über vernünftige journalistischen Auswahlkriterien machen, die die wissenschaftliche Perspektive verabsolutieren und dem Irrglauben anhängen, man könne die Wirklichkeit "abbilden". Warum sollten Journalisten wissenschaftliche Qualitätskriterien folgen, wenn sie von deren Vorteil nicht überzeugt sind und ansonsten unter Zwängen stehen, die alles andere als förderlich sind für wissenschaftliche Qualitätskriterien? So fragt Görke. Schlimmer noch, Wissenschaftler und Experten frönen einer dogmatischen Realitätsgewissheit, die sie zudem noch gepachtet zu haben glauben. Laien mit ihrer erfrischend anderen Perspektive stellen diesen Alleinvertretungsanspruch in Frage und unterstützen jene Renegaten, entfremdeten Eliten, Störfaktoren und Außenseiter, die die *mainstream*-Wissenschaft mit inquisitorischem Eifer verfolgt.¹³

*These:
Journalisten
sollten gar
nicht erst ver-
suchen, der
Wahrheit nä-
her zu kom-
men*

Für Görke ist das Bestreben, der Wahrheit eines Sachverhalts möglichst nahe zu kommen (der risiko-objektivistische Ansatz), "eine Journalismustheorie ohne Journalismus", will sagen: so funktioniert Journalismus einfach nicht und schon gar nicht der Risikojournalismus. Was hat er statt dessen anzubieten? Er will die Zwänge des Journalismus und die Meinungen des aktiven Publikums (und überhaupt all jener, die sich neben den ausgewiesenen Experten zu Wort melden) gewürdigt sehen. Die Annahme ist, dass jede Beobachtung einen subjektiven Beobachter braucht. Aus dieser Subjektivität ergibt sich alles andere, unter anderem die Auffassung, dass Risiko ein persönliches und gesellschaftliches "Konstrukt" ist.¹⁴

Damit verschwindet die Sachlichkeit aus der Betrachtung; was wichtig ist und was nicht, wird aus dem Bauch heraus entschieden, was interessieren da Fakten! *Risiko ist das, wozu ich es mache*. Die Rezipienten sind frei, Informationsangebote zu nutzen oder auch nicht. Die Idee, Journalismus habe die vornehme Aufgabe, der Realität möglichst nahe zu kommen, landet so auf dem Müllhaufen der Aufklärung.

*These:
Die Risikode-
finition ist be-
liebig*

Becks „Risikogesellschaft“

Einen weiteren mächtigen Schub erhielt die Diskreditierung der wissenschaftlichen Sicht durch den deutschen Soziologen Ulrich Beck. Mit seinem Buch "Die Risikogesellschaft" (1986) hatte der Soziologe Ulrich Beck einen entscheidenden Anteil daran, die Objektivität der Fachleute anzuzweifeln und den Laienanschauungen mehr Gewicht zu verleihen. Seines Erachtens liegt der Ursprung der Wissenschafts- und Technikskepsis nicht in den Trugbildern von Medienberichten und der Irrationalität der Technikkritiker, sondern im Versagen der wissenschaftlich-technischen Rationalität angesichts wachsender Risiken und Zivilisationsgefährdungen.

"Der Ursprung der Wissenschafts- und Technikkritik und -skepsis liegt nicht in der 'Irrationalität' der Kritiker, sondern in dem *Versagen* der wissenschaftlich-technischen Rationalität angesichts wachsender Risiken und Zivilisationsgefährdungen. ... Die Wissenschaften sind so, wie sie verfasst sind - in ihrer überspezialisierten Arbeitsteilung, in ihrem Methoden- und Theorieverständnis, in ihrer fremdbestimmten Praxisabstinenz -, gar

¹³ Görke, Alexander: Risikojournalismus und Risikogesellschaft. Westdeutscher Verlag, Opladen 1999, S.134ff

¹⁴ Görke, Alexander: Risikojournalismus und Risikogesellschaft. Westdeutscher Verlag, Opladen 1999, S.155. Siehe auch Bayerische Rück (Hrsg.): Risiko ist ein Konstrukt. Wahrnehmungen zur Risikowahrnehmung. Kneesebeck Verlag, München 1993

nicht in der Lage, auf die Zivilisationsrisiken angemessen zu reagieren, da sie an deren Entstehen und Wachstum hervorragend beteiligt sind“, behauptet er.¹⁵

Beck beschreibt die Risikogesellschaft als eine Katastrophengesellschaft, in der der Ausnahme- und Alarmzustand zum Normalzustand zu werden droht. Risikogesellschaft meint ein enorm gesteigertes Katastrophenpotenzial sowie die Unumkehrbarkeit und die Globalität der Schäden. Angenommen wird, dass bestimmte Unfälle, Krisen oder Katastrophen unser aller Leben zunehmend gefährden, dass weltweit die industrielle Verschmutzung und Vergiftung von Luft, Wasser und

Nahrungsmittel zunehmen und dass damit einher geht ein allgemeines Siechtum und Sterben von Pflanzen, Tier und Mensch. Und wenn auch noch nichts derartiges passiert ist, so wird doch unterstellt, dass wir alle existenziell gefährdet sind, weil notwendiges Handeln unterbleibt.¹⁶

*These:
In der Risikogesellschaft ist der Ausnahmezustand der Normalzustand*

Dass die Umwelt zur Bedrohung für die Gesellschaft werden konnte (und umgekehrt), erklärt Beck mit der wachsenden Eingriffsmöglichkeit und dem nahezu unbegrenzten Zerstörungspotenzial der technisch-wissenschaftlichen Zivilisation. Der Modernisierungsprozess werde sich selbst zum Problem. Großtechnologien wie Chemie, Kernkraft und Gentechnologie ersetzen die alten Konflikte zwischen den Klassen. Die Verteilungskämpfe zwischen Kapital und Arbeit treten zurück und in den Vordergrund schiebt sich der Wunsch, die Fortschrittsunsicherheit zu bekämpfen. “An die Stelle der *Beseitigung des Mangels* tritt die *Beseitigung des Risikos*.” Die gegenwärtige Situation wird als Übergangsphase beschrieben. “Wir leben *noch nicht* in einer Risikogesellschaft, aber auch *nicht mehr nur* in Verteilungskonflikten der Mangelgesellschaften.” Die Dichotomie in Klassen werde auch deswegen aufgehoben, weil *alle* betroffen sein werden vom Fortschrittsrisiko. Derzeit stünde der “Klasse der Betroffenen” allenfalls die “Klasse der Noch-Nicht-Betroffenen” gegenüber.

“Risikogesellschaft” beschreibt ein durch Großtechniken deformiertes Gemeinwesen (wie schon Robert Jungk 1977 in “Der Atomstaat”), in dem ein umfassendes Unsicherheitsgefühl zur dominierenden Kraft wird. Sicherheit sei nur um den Preis des Verzichts auf riskante Techniken zu haben. Ein Verzicht sei unwahrscheinlich, aber nicht undurchführbar, meint Beck. “Es ist nicht zuletzt dieser von Beck gewiesene Ausweg aus der Ausweglosigkeit, dem die ‘Risikogesellschaft’ ihr Moralisierungspotential und ihre öffentliche Wirksamkeit verdankt”, schreibt Görke.¹⁷

Unsere Gesellschaft hauptsächlich als Risiko- oder Katastrophengesellschaft anzusehen, kann nur auf einem heftigen Pessimismus beruhen. Beck gibt jenem “Katastrophen-Paradoxon” (Hans Mathias Kepplinger) beredt Ausdruck, der darin besteht, bei zunehmend gesünderer Lebensumgebung immer ängstlicher auf kleine Risiken zu reagieren. Je höher die Sicherheit, desto sensibler wird jede noch so kleine Störung dieser Sicherheit wahrgenommen. Es scheint sich um ein Verwöhnungseffekt zu handeln. Niemand mehr muß in unseren Breiten fürchten, durch Trinkwasser Cholera zu bekommen. Weil alles so wunderbar sicher ist, erregen uns winzigste Spuren nebensächlicher Chemikalien im Trinkwasser.

¹⁵ Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main 1986, S.78

¹⁶ Beck, Ulrich: “Politische Wissenstheorie der Risikogesellschaft”, in Bechmann, Gotthard: Risiko und Gesellschaft. Westdeutscher Verlag, Opladen 1997, S.305-326

¹⁷ Görke 1999, S.31

Die angeblich zunehmende Katastrophenhäufigkeit beruht auf einem schlichten Blick- und Denkfehler. Da immer mehr Menschen die Erde bevölkern, steigt zwangsläufig die Zahl der Opfer. Weltweit agierende Medien mit mobilen Kameras bringen auch noch aus den hintersten Winkeln Indiens und der Türkei gestochen scharfe Bilder des menschlichen Elends und drücken ihnen eine Unmittelbarkeit auf, die es bis vor wenigen Jahrzehnten noch nicht gab. Gerade für ältere Menschen, die noch jene Zeiten im Gefühl haben, als es nur zwei Fernsehprogramme und zwei Nachrichtensendungen täglich gab, muss der Eindruck entstehen, Zahl und Ausmaß der Katastrophen nehmen zu.

*These:
Der (falsche)
Eindruck einer
„Risikogesellschaft“ beruht
auf einem
Blick- und
Denkfehler,
vermittelt von
Medien*

Der Begriff der Risikogesellschaft ist auf großtechnologische Risiken und manifeste Schäden wie Seveso (Giftgasunglück) oder Tschernobyl zugeschnitten. Auf andere Risiken wie das Rauchen ist der Begriff nicht anwendbar. Und tatsächlich ist die Technikskepsis ja auf wenige Großtechniken beschränkt; die Begeisterung für Automobile, das Fernsehen und Mobiltelefone in den westlichen Ländern findet bei Beck keinen Widerhall. Umstritten sind derzeit praktisch nur drei bis vier Technikfelder: die Kernenergie, die landwirtschaftliche Gentechnik und einige neue Möglichkeiten der medizinischen genetischen Diagnostik und der Perinatalmedizin (Präimplantationsdiagnostik, Stammzellforschung). Widerstand gegen andere Techniken erhebt sich nur dort, wo (bei eigenem kräftigen Gebrauch) die Lärmkosten zu hoch werden: beim Bau neuer Bahn- und Autobahntrassen.

Mit anderen Worten, während Beck Industrie und Politik dabei beobachtet, wie sie der Bevölkerung hohe Risiken zumuten, blendet er individuelles Risikoverhalten aus. "Wir kaufen riskante Waren und votieren mehrheitlich für eine riskante Politik - und zwar oft in voller Kenntnis des Risikos und nicht als manipulierte Marionette", schrieb der Frankfurter Soziologe Karl Otto Hondrich zu Becks Buch.¹⁸ Um "Pseudokrupp", dem bellenden Husten von Kleinkindern, ist es still geworden, seitdem klar wurde, dass das Rauchen der Eltern die zugrunde liegende Viruserkrankung verstärkt.¹⁹

*These:
Die Risikogesellschaft der
Gegenwart ist
eine Gesellschaft ab-
nehmender
Risiken bei
wachsendem
Risikobewusstsein und
steigenden
Sicherheits-
ansprüchen.*

Es ist nie recht klar, ob sich Risiken verschärft haben oder unser Blick für sie. Tatsächlich sind *wachsende* Risiken und Zivilisationsgefährdungen technischer Art *nicht* feststellbar, das Gegenteil ist der Fall. Das Leben war noch nie so sicher und es wird weiter an der Sicherheit gearbeitet, manchmal über den Punkt des Vernünftigen hinaus. *Die Risikogesellschaft der Gegenwart ist eine Gesellschaft abnehmender Risiken bei wachsendem Risikobewusstsein und steigenden Sicherheitsansprüchen.* Bei wachsender Population steigt die Nahrungsmittelproduktion, die Umweltbelastung in der westlichen Welt sinkt, die Ökologie ist bis auf begrenzte regionale Flecken "stabil". Durch den Ideenreichtum des Menschen müssen wir uns weniger Sorgen um Nahrung, Kleidung und Energie machen. Das Leben ist weniger prekär denn je.²⁰

Es ist andererseits nicht zu bezweifeln, dass Wissenschaft und Technik an vielen jener Probleme beteiligt sind, denen wir uns gegenüber sehen. Ozonloch und menschenverursachte Klimaveränderung beruhen auf technischen Erfindungen, die die Menschen der

¹⁸ Hondrich, Karl Otto: "Ein unsichtbarer Gast sitzt mit am Tisch", *Der Spiegel*, Nr.21/1987, S.237ff

¹⁹ Strubelt, Otfried: Gifte in Natur und Umwelt. Spektrum, Heidelberg 1996, S.93f

²⁰ Simon, Julian: The State of Humanity. Blackwell Publishers, Cambridge (USA) 1995, S.1

Industrienationen bedenkenlos konsumieren und benutzen. Mit der Umwelt- und Klimakonferenz 1992 in Rio de Janeiro ist jedoch erstmals ein globaler Prozess des Klimaschutzes in Gang gekommen, der in seinem Ausmaß noch unbefriedigend, gleichwohl einmalig in der Geschichte der Menschheit ist und dem Pessimismus von Beck Lügen straft. Die staatliche und fachliche Zusammenarbeit auf globaler Ebene hat konkrete Formen angenommen. Puristen mögen die Fortschritte als zu klein verachten, aber sie übersehen, dass auf noch nie dagewesene Probleme mit einem noch nie dagewesenen Teamwork geantwortet wird. An ihm haben gerade auch jene Wissenschaften Anteil, die Ulrich Beck für die Misere verantwortlich macht. Jedoch: Nicht in Technik und Wissenschaft besteht der Sündenfall des Menschen, sondern in Hybris und Dogmatismus.

Beck berücksichtigt nicht die Möglichkeit, dass auch der Verzicht auf eine Großtechnik oder das Unterlassen einer riskanten Entscheidung Unsicherheit erhöhen kann. Nicht-handeln birgt auch ein Risiko, manchmal ein größeres als das technologische Handeln (Verzicht auf Kernkraft bedeutet erhöhten Kohlendioxidstoß der anderen dominanten Energieerzeugungsarten). Risiken des Nichthandelns sind genau so schwer zu erkennen wie alle Risiken, die erst in späterer Zeit stattfinden. Technikfolgenabschätzung ist loblich, hat aber mit dem Problem zu tun, dass es sich um Künftiges handelt. Alles lässt sich voraussagen, ausser der Zukunft. Im Grunde ist Technikfolgenabschätzung eine Unmöglichkeit und die Forderung, neue Techniken erst nach einer Folgenabschätzung einzuführen, sympathisch absurd.

Viele wie Görke nehmen es zu Recht als gegeben hin, dass es verschiedene Auffassungen über die Frage von Umwelt und Lebensstandard gibt, berücksichtigen aber nicht, dass Methoden und Kriterien zur Verfügung stehen, um einer wahrheitsgemäßen Antwort näher zu kommen. Diese Kriterien können keine anderen sein als wissenschaftliche. Mit esoterischen und schamanischen Ritualen ist in unserer Welt keine Wirklichkeit zu erobern. "Keine Debatte über die Risiken der gesellschaftlichen Entwicklung kann heute unter Ausschluss der Wissenschaft stattfinden, da erst mit ihrer Hilfe überhaupt über die Existenz und das Ausmaß von Gefährdungen befunden werden kann", betont Gottfried Bechmann.

*These:
Nur wissenschaftliches Denken kommt der Wahrheit nahe. Experten irren seltener und weniger gravierend als Laien.*

Was Not tut, so der Risikoforscher John Graham von der Harvard-Universität, ist die Abkehr von der Illusion der Gleichrangigkeit von Expertenwissen und Laienwahrnehmung.²¹ Viele Menschen müssten heute sterben, weil nicht die Risikoschätzung von Experten, sondern die Angst der Laien als Maßstab der Umwelt- und Gesundheitspolitik dienen. Diese Risikopolitik sei riskant, weil sie Geld in Projekte lenkt, das woanders sinnvoller und effektiver eingesetzt werden könnte. Die populäre Verwischung der Unterschiede zwischen Wahrheit und wahrgenommener Wirklichkeit kostet Menschenleben. Ein Verbot des Pestizids DDT wegen des Dünnwerdens von Eierschalen muss abgewogen werden gegen den Malaria-Tod von Zehntausenden von Menschen in Entwicklungsländern. „Zurück zur Expertise!“, fordert Graham.

Hinter Grahams Forderung steckt der auch von mir favorisierte Gedanke, dass sich gesellschaftlich relevante Entscheidungen an Wissenschaft orientieren könnten und müssten. Ich sehe keine andere Möglichkeit, als die Lösung von Problemen *wissenschaftlich* anzugehen. Wissen an sich ist schon eine gute Sache. Die Menschen werden in die Lage versetzt, intelligentere Entscheidungen zu treffen, wenn sie mehr über Wissenschaft

²¹ Renn, Ortfried: "Riskante Risikopolitik", *Die Zeit*, 20.09.1996, S.48

und Technik wissen. Die demokratische Gesellschaft benötigt aufgeklärte Bürger. Wenn sich Zielgruppen allerdings dafür entscheiden, Risikoaufklärung zu ignorieren, dann sollten sie wenigstens bei der Debatte schweigen und sich aus Entscheidungen heraus halten.

Natürlich irren auch Experten manchmal. Trotzdem irren sie weniger gravierend und seltener als Laien. Sie sind deshalb die besseren Quellen. In diesem Zusammenhang wird immer wieder darauf hingewiesen, dass Experten zuweilen unterschiedliche Auffassungen vertreten. Das ist richtig. Daraus folgt jedoch nicht, dass dann Laien an die Stelle von Experten treten müssen, sondern dass man Kriterien suchen muss, mit denen man gute von schlechten Experten unterscheiden kann.²²

Das ist der große Unterschied zwischen forschenden und fragenden Experten und schlecht informierten Laien: Die einen versuchen der Wirklichkeit nahe zu kommen, die anderen werfen im Gefühl der Unsicherheit gleich das rationale Denken über Bord. Experten und Laien kommen nicht aus verschiedenen Welten, beide wandeln sie auf dieser Erde, aber ihre Voraussetzungen und ihre langfristigen Ziele sind unterschiedlich. Wenn wir die Wahl haben zwischen Wissenschaft und Aberglaube, Wissen und Angst, Ringen um Erkenntnis und indifferentem Bedrohungsgefühl, dann dürfte die Wahl nicht schwer fallen.

Journalistische Binnenkriterien: Die Ohnmacht der Journalisten

Die Forderung, wissenschaftlich zu denken, richtet sich auch an Journalisten. Doch die Anforderungen an eine adäquate Berichterstattung über wissenschaftliche und technische Gegebenheiten stehen häufig quer zu Struktur und Zwängen, die innerhalb von Medien gelten. Die Nachrichtenmedien sind im wesentlichen damit beschäftigt, einzelne, unverbundene Ereignisse aus den verschiedensten Winkeln der Welt zusammenzutragen. Nachrichten sind dabei per Definition Neuigkeiten. Eine Nachricht wie „Auch heute arbeiteten wieder alle deutschen Kernkraftwerke einwandfrei und lieferten ohne weitere Störung kontinuierlich Strom“ hat keine Chance auf Abdruck. Auch die Aussage „Eigentlich wissen wir nicht, ob Mobiltelefonie gesundheitsgefährdend ist“ ist kein Ereignis im journalistischen Sinne.

Fokussierung auf „Ereignisse“

Die Berichterstattung konzentriert sich auf das, was im vergangenen Nachrichtenzyklus, in der Regel in den vergangenen 24 Stunden, passiert ist. Das bedeutet unter anderem: Langfristige, unterschwellige Entwicklungen haben größere Mühe, von Journalisten beachtet zu werden, während kurze, eindeutige Ereignisse sofort ins Auge springen. Unglücke sind solch kurze, eindeutige Ereignisse. Die Bebilderungsmöglichkeit spielt dabei vor allem für das Fernsehen eine entscheidende Rolle. Ein Ereignis, zu dem Bilder vorliegen, hat es leichter, in die Fernsehnachrichten zu kommen, als solche ohne.

Ferner spielt Schnelligkeit eine zunehmende Rolle. Die „CNN-isierung“ der Medien bedeutet Sendung in Echtzeit. Die Zeit der Reflexion sinkt für den Journalisten damit tendenziell auf Null. Die Qualität kann dabei nur sinken. „To be first is better than to be better“, sagte ein Geschäftsleiter aus einem Medienhaus bei Gelegeneheit.

²² Kepplinger, Hans Mathias in: Krüger/Ruß-Mohl: Risikokommunikation. Edition Sigma, Berlin 1991, S.212/213

Es ist immer wieder erstaunlich, dass in der Welt gerade so viel passiert, wie in eine Zeitungsausgabe oder in eine Nachrichtensendung passt. Diese Sicht ist natürlich ein naiver Scherz. Tatsächlich müssen Journalisten rigide selektieren. Schätzungsweise 80 bis 90 Prozent des einlaufenden Nachrichtenmaterials wird weggeworfen. Die Selektion des Materials erfolgt nach bestimmbar medialen Binnenkriterien. Der Neuigkeitswert wurde schon genannt, hinzu kommen Kriterien wie Größe der Betroffenengruppe, Relevanz für Politik und Gesellschaft, daneben aber auch Einzelschicksale, Human-Interest-Stories oder Ausgefallenheit.

Starke Selektion

Aus diesem Grunde sind Nachrichten auf eine bestimmte Weise vorhersehbar. Man kann sich als Rezipient drauf verlassen, dass es politisch relevante Ereignisse ebenso geben wird wie bizarre Einzelfälle und Unglücke. Wenn in Deutschland kein Unglück stattfindet, dann nimmt man den Untergang einer Fähre in Bangladesh. Wenn in den Nachrichten eine Fähre in Bangladesh untergeht, dann kann man relativ sicher sein, dass es in Deutschland in den vergangenen 24 Stunden ruhig war. Nicht das gänzlich Unerwartete steht in den Medien, es sind dieselben Arten von Ereignissen und Vorfällen, die schon vorher Nachrichten waren. Deshalb werden Medienkonsumenten nicht so schnell eine Nachricht hören wie die, dass Kernkraftwerke und Brennelementebehälter sicher und ungefährlich sind, denn Journalisten und Rezipienten erwarten Unsicherheit und Gefährlichkeit.

Medien sind - bis auf die deutschen Öffentlich-Rechtlichen Rundfunkanstalten - Wirtschaftsbetriebe zur Gewinnerzielung. Dieser Umstand prägt die Berichterstattung erheblich. Sie leben von Werbeeinnahmen, die sich nach der Verbreitung und der Auflage bemisst. Um Verbreitung und Auflage zu steigern und auf hohem Niveau zu halten, müssen die Nachrichten *interessant* sein, d.h. ein möglichst breites Publikum ansprechen. Interessant heißt, vollgepackt mit wichtigen Ereignissen, Problemen und aufregenden Details.

Konkurrenzdruck

Auch eher langweilige und gewöhnliche Ereignisse werden aufgepeppt, um mehr Menschen anzusprechen, als sie dies unter gegebenen Umständen täten. Ihnen wird ein „Dreh“ gegeben, eine besondere Note, eine überraschende Wendung, ein abseitiger Einstieg ins Thema. Auf diese Weise können Journalisten auch noch der neuen Gebührenordnung der Gemeinde eine besondere Note geben und das Publikum animieren, sich mit einem Thema zu beschäftigen, das sie gewöhnlich ignorieren würden.

Zuspitzung

Boulevardzeitungen und Privatsender müssen stärker auf Sensationsmeldungen abstellen, weil sie darauf angewiesen sind, dass ihre Leser und Zuschauer sie aufregend finden und als Konsumenten erhalten bleiben. Und so kommt es, dass wir immer häufiger von „Angst“, „Terror“, „Killer“ und „Wahnsinn“ lesen und hören, obwohl die Welt nicht unbedingt schlechter geworden ist. Eine schlechte Nachricht ist in der Regel eine gute Story. Die Rezipienten sind allesamt vertraut mit schlechten Nachrichten, gute Nachrichten würden sie als langweilig empfinden.

Die in diesem Sinne „gute“ Nachricht konzentriert sich oftmals auf den Konflikt. Ein *Konflikt* ist die Dramatik zwischen gut und böse, richtig und falsch. Ein Dauerkonflikt ist beispielsweise der zwischen Gewerkschaften und Unternehmen. In der Umweltberichterstattung stehen sich Umweltschützer und Unternehmen bzw. Behörden gegenüber. Die Folge ist, dass Meinungsunterschiede, die es immer wieder gibt, als „Streit“ titulierte wer-

Inszenierung von Gegnerschaft

den. Normale Debatten über den richtigen Weg werden von Journalisten als Gegnerschaft inszeniert. Es wird die Existenz von Fronten suggeriert, die oftmals nicht bestehen. Das ist besonders in der politischen Berichterstattung der Fall. In der Technik- und Umweltberichterstattung benutzen die Medien die Existenz kleiner Bürgerinitiativen oder sogar Einzelkläger, um sie in Gegensatz zu stellen zu staatlichen Behörden oder Unternehmen. Es wird dem Publikum eingeredet, es stünden sich zwei gleichwertige und gleichstarke Positionen gegenüber. Oder der Konflikt wird arrangiert als Kampf David gegen Goliath, wobei Journalisten fast automatisch auf Seiten Davids stehen. Goliaths haben in den Medien grundsätzlich schlechte Karten, selbst wenn sie Recht haben. Die gediegene Untersuchung der Frage, ob etwas gefährlich ist oder nicht, tritt in den Hintergrund oder wird gänzlich vernachlässigt zugunsten der Spekulation, welche Meinung wohl eine Mehrheit erhält.

Wo ein Problem existiert, muss es auch einen *Schuldigen* geben. Konfliktorientierung in der Berichterstattung und Schuldzuweisung hängen zusammen. Die Schuldzuweisung ist oft ebenso voreilig wie die Konfliktdarstellung verzerrend ist. Die Benennung des Schuldigen entlasten vom Nachdenken und beruhigt. Wo es einen Schuldigen gibt, gibt es Bestrafung und Sühne und Wiederherstellung des vorherigen, heilen Zustands. Journalisten und das Publikum ziehen es dabei vor, „menschliches Versagen“ als Ursache genannt zu bekommen, statt eines Zufalls. Zufälle sind unbeeinflussbar; die Menschen aber möchten in der Regel, dass die Welt beherrschbar und kontrollierbar erscheint. Das scheint mir einer der Gründe zu sein für die zunehmende Bereitschaft zur juristischen Auseinandersetzung. Unser Leben ist so sicher geworden, weil der krankmachende oder tödliche Zufall in großem Umfange ausgeschaltet werden konnte. Schlägt jedoch das Schicksal einmal zu, wird dies als Zufügung einer vermeidbaren Kränkung verstanden, für die eine Bestrafung des Schuldigen und ein Schadenersatz angemessen erscheint. Da Zufall bzw. Schicksal und menschliches Handeln untrennbar miteinander verwoben sind, findet sich immer ein Unglücklicher, über den das Unheil in Form von Rechtsanwältinnen, Anklagen und Prozessen hereinbricht.

Vorschnelle
Schuldzu-
weisung

Die Suche nach Schuldigen bedeutet in der Medienlandschaft faktisch eine *vorschnelle Schuldzuweisung*. Wir finden sie in allen gesellschaftlichen Sparten. Beim verheerenden ICE-Zugunglück 1999 in Eschede wurde die Bahn AG kritisiert, weil sie nicht *sofort* die Unglücksursache angeben konnte. Für die meisten Kommentatoren hatte die Bahn an dem Unglück schuld, die angeblich jene Radreifen nicht ausreichend kontrollierte, die zuvor Milliarden von Kilometern anstandslos gelaufen waren. Behörden werden kritisiert, die die Bevölkerung angeblich zu spät über Gefährdungen unterrichtete, von denen sich freilich meist herausstellt, dass sie keine waren. Regelmäßig werden Feuerwehr und Polizei von Betroffenen gerügt, weil sie angeblich „zu spät“ gekommen sind. Kernkraftwerksbetreiber und Brennelementtransporteure werden regelmäßig kritisiert, weil sie Störfälle nicht gemeldet haben (die meist nicht meldepflichtig waren).

Ein wichtiges Kriterium wurde die Abdruckchance bzw. die Chance, dass der Bericht eine möglichst hohe Zahl von Lesern findet. Was mutmaßlich die weiteste Aufmerksamkeit erfährt, hat die größte Chance, verbreitet zu werden. Es liegt auf der Hand, dass das nicht beruhigende Meldungen über unerhebliche Risiken sein können.

Abdruck-
chance

Die Konkurrenz der Medien untereinander und das geheime Bedürfnis des Publikums nach Skandal und Sensation führt dazu, dass vornehmlich negative und kritische Meldungen verbreitet werden, die unser Weltbild verzerren und insgesamt den Eindruck vermitteln, dass die Welt immer schneller dem Abgrund entgegenrutscht. Wichtig ist dabei zu beachten, dass dieser Eindruck nicht auf Tatsachen beruht, sondern auf Emotionen. Die üblichen kleinen Meldungen wie Schädlingsbekämpfungsmittel in Tees, Chloramphenicol in Honig, Nitrofen in Futterweizen, Acrylamid in Kartoffelchips oder Nitrat im Rucola-Salat lösen am Frühstückstisch allenfalls für Sekunden ein schicksalhaftes Lebensgefühl und einen ungerichteten Zorn aus. Bewiesen wird mit solchen Meldungen fast ebenso wenig wie daraus etwas gelernt werden kann. Und doch können Medien den Rezipienten diese Meldungen nicht vorenthalten, weil sie morgen die Konkurrenz verbreiten wird. Die Negativmeldungen werden gesendet, weil sie nicht mehr aufzuhalten sind, sagen die Boten. Es ist praktisch unmöglich geworden, seinem Vorgesetzten zu sagen, "da ist nichts dran" oder "die Kollegen übertreiben mal wieder". Denn wenn etwas in der Welt ist, muss es von den anderen aufgegriffen werden.

Was in der Welt ist, kann nicht ignoriert werden

Denn Medien sind hoch selbstreferenziell (Kepplinger: „Kollegenorientierung“). Journalisten schreiben von Journalisten ab. Hat ein Journalist einen Trend entdeckt, setzt ein intermedialer Lemmingeffekt ein: kein Medium kann sich erlauben, nicht auf diesen Zug aufzuspringen. Jeder liest alles, jeder schreibt von jedem ab. Wenn keine offizielle Stellungnahme erhältlich ist, wird die Zeitung/die Fernsehsendung zitiert, die etwas zu wissen vorgibt.

Selbstreferenz der Medien

In der Öffentlichkeit und in der allgemeinen Anschauung werden Institutionen ohne direkten (finanziellen) Nutzen an der Sache als vertrauenswürdiger eingestuft. Institutionen mit einem (finanziellen) Interesse an einer Technik wird unterstellt, sie würden Risiken herunterspielen. Gerade deshalb werden ausgesprochen schlechte Nachrichten selten in Frage gestellt, da eine Beschönigung nicht ersichtlich ist. Dass diese schlechte Meldung falsch sein könnte, wird kaum in Betracht gezogen. Kommen Politik oder Wissenschaft zu einer relativierenden oder gar beruhigenden Risikoeinschätzung, wird dies als „verharmlosend“ angesehen, wodurch das Vertrauen der Öffentlichkeit weiter sinkt. Wir befinden uns in einer endlosen Negativschleife nach unten, dessen Ursache wie Folge ein fast schon habitueller Argwohn gegenüber Politik und Wissenschaft ist - bei Journalisten wie beim Bürger. Der Paradigmenwechsel seit Mitte der 70er Jahre besteht darin, dass Journalisten von wohlwollenden Begleitern zu misstrauischen Widersachern wurden.

Habituellem Argwohn

Ein Seitenaspekt des habituellen Misstrauens und der programmierten Missverständnisbereitschaft ist die Neigung, eher der Umweltlobby zu glauben und nicht der Agrar- oder einer anderen Industrie. Es wird betont, dass Umweltorganisationen keine finanziellen Interessen an einer Technologie haben, sie seien in ihren Motiven unbelastet. Stimmt das? Nur zum Teil. Es stimmt, dass sie keine finanziellen Interessen beispielsweise an der Vermarktung von Atomstrom oder Grüner Gentechnik haben. Auf der anderen Seite sind sie aber etablierte Institutionen, die wie jede Institution das Interesse am eigenen Fortbestand hat. Umweltakteure treten mit eigenen Interessen auf. Die Institutionen der Umweltaktivisten von Greenpeace bis zum Worldwatch Institute sind Betriebe mit festangestellten Mitarbeitern, die ihren Job behalten wollen, egal wie ihr Engagement aussieht. Diese Organisationen brauchen kontinuierlich Einnahmen, vor allem Spenden, die sie in der Vergangenheit durch die Verbreitung schlechter Nachrichten erzielten. Es wäre ihrer Klientel nicht zu vermitteln, würden ihre Argumente plötzlich nicht

Auch Umweltschutzorganisationen haben Interessen

mehr den apokalyptischen Ton haben. Mit anderen Worten, die Umweltlobby hat durchaus Interessen, auch finanzielle, nicht gerade Erwartungen an hohe Gewinne, aber doch handfeste Erwartungen an das eigene Fortbestehen, was auch die Finanzierung ihrer Aktivitäten einschließt.

Überhaupt haben so gut wie alle Beteiligten ein Interesse an der Panikmache: die Warner, weil sie recht behalten wollen, die Medien, weil sie sich besser verkaufen lassen, die Umwelt- und Nichtstaatlichen Organisationen, weil sie ihre Existenzberechtigung beweisen müssen, die Journalisten, weil ihre Artikel eher gedruckt werden, die Juristen, die von den damit verbundenen Streitereien profitieren und die Wissenschaftler, die sich von medialer Präsenz Prestige und neue Forschungsgelder versprechen.

Wir bekommen nicht deshalb schlechte Nachrichten vorgesetzt, weil die Welt schlecht oder Journalisten „böse“ sind, sondern weil Journalisten in einem Umfeld arbeiten, in der es gewinnbringend ist, sich auf negative Ereignisse zu konzentrieren und in der es sich nicht lohnt oder gar unerwünscht ist, eine beruhigende und relativierende Einordnung von Fakten zu liefern. Die Grünen, Umweltschutzverbände wie Greenpeace und gewisse Bürgerinitiativen profitieren von dieser Struktur und sie haben ein starkes Interesse, dieses Gefüge aufrecht zu erhalten.

Dass breite Bevölkerungskreise ihren negativen und verzerrenden Behauptungen glauben, ist nicht nur Schuld der Panikmacher, sondern auch die der Leser und Zuschauer. Es wird niemand gezwungen, den apokalyptischen Weissagungen zu glauben. Es gibt genügend relativierende Informationen, man muss sie nur suchen. Das ist schwer genug. Viele Menschen sind von einem religiösen Bestrafungsbedürfnis durchdrungen: die Menschheit stößt sich selbst in den Abgrund, weil sie es zu toll getrieben hat.

<p><i>Rezipienten verlangen nach Aufre- gung</i></p>

Wir sind vielleicht sogar biologisch geprägt, schlechte Nachrichten zu suchen und über zu bewerten. Der Mensch sucht seine Umgebung ständig danach ab, ob etwas bekannt / unbekannt und gefährlich / ungefährlich ist. Bekanntes Ungefährliches wird ignoriert, aber dem unbekanntem Gefährlichen muss die Aufmerksamkeit gehören, um zu überleben.

Nur leben wir nicht mehr im Dschungel, vielmehr ist die Welt so sicher wie noch nie in der Geschichte des Planeten. Doch Wissenschaftsjournalisten bekommen eher nicht die Chance, diese Erkenntnis umzusetzen. Die oben genannten innermedialen Selektionskriterien gelten in den meisten Redaktionen unhinterfragt, auf Redaktionskonferenzen wird über die Behandlung kleinster Risiken nicht mehr diskutiert. Der Wissenschaftsjournalist, der in den Redaktionen ohnehin ein Exotendasein fristet, hat sich dem zu beugen. Es gibt wohl keine Sparte im Fachjournalismus, die so große Mühe hat, ihre Fachkompetenz auch anzubringen. Die innermedialen Zwänge sind einfach zu groß.

Journalistische Defizite

Experten, Akteure und Betroffenen können nicht damit rechnen, dass ihnen ein fachlich vorgebildeter und verständiger Journalist gegenübersteht. Das hat Konsequenzen.

■ Journalisten und Laien kennen nicht den Unterschied zwischen Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Im Bereich der Möglichkeit gibt es keine Wissenschaft. Alles ist möglich (oder denkbar), aber ob es wahrscheinlich eintritt, ist eine Frage der Statistik und der Epidemiologie.

- Sie wissen nicht, dass es die Dosis macht (genauer gesagt die Konzentration im menschlichen Körper), ob ein Stoff ein Gift ist, d.h. sie haben keinen Überblick über Relationen. Bei krebsanregenden oder krebserzeugenden Stoffen wird von Medien so gut wie nie die Dosis angegeben, die einen Stoff (meist im Labor- und Tiertest) zum Giftstoff macht.
- Sie begreifen nicht, dass das bloße Vorhandensein eines Stoffes noch nicht Krankheit und noch nicht einmal Gefährdung bedeutet.
- Sie verstehen nicht, dass die Wörter „Risiko“ und „Gefahr“ nur eine mathematisch berechnete Wahrscheinlichkeit für den Eintritt eines Schadens ausdrückt, nicht eine tatsächliche Krankheit oder einen tatsächlichen Schaden.
- Sie kennen nicht die Unterschiede zwischen Korrelation und Kausalität, Koinzidenz und Determination.
- Sie wollen nicht wahrhaben, dass es kein Nullrisiko gibt.
- Sie haben keine Ahnung von Statistik. Sie können nicht mit relativen und absoluten Risiken umgehen. Sie beherrschen nicht die vier Grundrechenarten.

Mit all dem sollten Experten rechnen, wenn sie auf journalistische Laien treffen.

Journalistische Kritik am Journalismus

Die Einseitigkeiten, Fehler und Mängel der Berichterstattung der Medien ebenso die Handlungen der politischen Akteure sind oftmals einer ätzenden Kritik unterworfen worden, ohne dass das Ruder herumgeworfen werden konnte. Ich nenne drei Beispiele:

Einer der bekanntesten deutschen Publizisten, Wolf Schneider, beschrieb 1984 in dem Buch „Unsere tägliche Desinformation“ all jene Fallen, in die Journalisten und Leser tapen können (Gruner & Jahr 1984) Journalisten sagen die Unwahrheit, sie tarnen ihre Meinung als Nachrichten, sie inszenieren Nachrichten, sie biedern sich an. Journalisten werden gegängelt von Verlegern, Chefredakteuren, Politikern und Lobbyisten und vom Meinungsklima in einer Redaktion. Viele Journalisten sind unkritisch ihren Quellen gegenüber, sie werden desinformiert und über den Tisch gezogen und sie sind der Lüge nicht gewachsen. Sie glauben an Statistiken, die ihnen vorgesetzt werden, weil sie sie nicht interpretieren können. Journalisten müssen rigoros auswählen, aber sie werden auch nicht immer vollständig informiert. Sie sitzen in einem Nachrichtenkarussell, das sich immer schneller dreht, ihnen bleibt immer weniger Zeit, ihre Quellen zu überprüfen. Sie werden benutzt von Politikern und Pressechefs und sie rächen sich, indem sie Politiker und Konzerne kritisieren.

Ein weiterer Kritiker ist Burkhard Müller-Ullrich, ein bekannter Publizist, der in der Süddeutschen Zeitung und der Schweizer Weltwoche schreibt und Fernsehsendungen moderiert. In dem Buch „Medien-Märchen“ (1996) geißelt er die „Gesinnungstäter im Journalismus“, die mehr ihren vorgefassten Meinungen folgen als den Ergebnissen einer sauberen Recherche. Die tägliche Quote von Fälschungen und Fehlleistungen im journalistischen Geschäft sei alarmierend. Er zeigt anhand zahlreicher Beispiele, wie Massenmedien in die Irre führen, wie er meint, bewusst. Tschernobyl, dieses Beispiel behandelt er auch, war nicht nur eine Umweltkatastrophe, sondern für Müller-Ullrich ein „Medien-GAU“.

Die Hysterie sei unbeschreiblich gewesen, obwohl 1996, zehn Jahre nach dem Unfall, die deutsche Strahlenschutzkommission betonte, in der Bundesrepublik habe es keinerlei negative gesundheitliche Auswirkungen gegeben. Dieser Bericht wurde von den Journalisten konsequent ignoriert. Die Gesamtstrahlendosis, kumuliert für 50 Jahre, beträgt nicht mehr als die natürliche jährliche Strahlendosis in Deutschland. Es wurde kaum zur Kenntnis genommen, dass an der Katastrophe in Tschernobyl 28 Personen direkt starben, eine erhöhte Sterblichkeit unter den Aufräumarbeitern ist nicht nachweisbar bzw. umstritten. Der Unterschied zu den offenbar falsch zitierten ukrainischen Umweltminister, der von 125 000 Strahlentoten sprach, könnte krasser nicht sein. Kein Journalist ging dieser Diskrepanz nach. Nach 25 Jahren der „Wissenschaftskritik“ sind alle Naturwissenschaftler zu Verdächtigen geworden. Ihr Wissen ist nicht gefragt. Die Kommunikation zwischen Laien und Sachverständigen ist zusammengebrochen. Müller-Ullich spricht vom einem „Fallout der Kenntnislosigkeit“ bei Journalisten, wenn die Propaganda der Ukraine kritiklos übernommen wird. Tatsächlich geht es der Bevölkerung um Tschernobyl herum nicht gut, nur trifft das auf weite Teile der GUS zu. Laut *dpa* starben 2500 durch die Reaktorexpllosion, *Reuters* meldete 4300 Tote und *AP* gab 150 000 Tote an. Fotos eines Fetus wurden als Fehlgeburt wegen radioaktiver Verseuchung verkauft, Ort- und Zeitabgabe fehlten. Der Fotograf sagte später, es handelte sich um eine Abtreibung aus sozialen Gründen vier Jahre nach Tschernobyl. Diese Angaben interessierten niemanden. Natürlich gab es Fehlgeburten nach Tschernobyl. Die Wahrheit ist, dass es sie auch *davor* gab.

Der Dortmunder Statistikprofessor Walter Krämer und ich haben vor zwei Jahren in das gleiche Horn gestoßen („Die Panik-Macher“, Piper Verlag, München 2001).

Journalisten *müssen* die Panikmacher sein, sie können gar nicht anders. *Aller Voraussicht nach ist diese Tendenz nicht zu stoppen. Sie wird sich vielmehr noch verstärken.* Nur einem ausgewählten, kleinen Kreis von qualifizierten Zeitungen, Sendungen und Journalisten ist es vergönnt, jene Relativierungen und Erläuterungen anzubringen, die zum Begreifen von Risiken nötig sind. Die Voraussetzungen für eine unaufgeregte Berichterstattung sind zu vielfältig, als dass der Kreis der Aufgeschlossenen groß sein könnte. Es mangelt an Ausbildung und Schulung der Redakteure, an einer auf- und abgeklärte Leserschaft, an einer gesunde wirtschaftliche Basis der Medien als Grundlage für journalistischen Freiraum und bei allen Beteiligten an Neugier bei der Suche nach der „Wahrheit“.

Andererseits gibt es in unklaren und beunruhigenden Lagen weder für Medien noch für Rezipienten eine überzeugende Alternative dazu, dieser unklaren und beunruhigenden Stimmung Ausdruck zu geben. Insofern haben Experten keinen Vorteil gegenüber Laien. Unklare Gefährdungslagen müssen als solche dargestellt werden. Behörden sind dabei in einer misslichen Lage. Warnen sie nicht rechtzeitig, werden sie von der Presse kritisiert; warnen sie, kann dies zu überschießenden Reaktionen führen, wie zum Beispiel die Reisewarnung der WHO für SARS-Gebiete. Allein die Einbußen im Tourismus einschließlich Flugverkehr übertreffen die Kosten der globalen Terrorismusbekämpfung.

Die Entwarnung steht medial meist in keinem Verhältnis zur Warnung. Es gibt eine nicht aufhebbare Asymmetrie von groß aufgemachter Warnung und klein nachgeschobener Entwarnung. Warner haben immer einen Vorsprung vor den „Verharmlosern“. Und sie haben immer Recht. Tritt ein, wovor Warner warnten, können sie sich im Recht behalten sonnen und schlafmützige Behörden oder skrupellose Unternehmen kritisieren. Behalten die Warner Unrecht (was eher der Fall ist), können sie darauf hinweisen, dass ihre Mahnung gefahrenmindernde Gegenmaßnahmen evozierten.

Was wir aber haben ist eine Flut nichtssagender oder gar falscher Risikomeldungen über „Killer-Käse“ und „Gifte“. Diese kritikwürdige Art des Risikojournalismus kann nur unter bestimmten Bedingungen gedeihen. Neben den oben erwähnten medieninternen Selektionskriterien sind dies:

- 1) Es wird verschwiegen, wie hoch die Konzentration eines „Giftes“ im Menschen ist, wie viel also tatsächlich im Körper ankommt. Nur dieser Wert lässt eine realistische Gefährdungsabschätzung zu. Wenn dieser Wert nicht angegeben werden kann, solle zumindest auf diesen Umstand hingewiesen werden. Auch das erfolgt in aller Regel nicht. Die tatsächliche Konzentration eines Stoffes müsste zusätzlich verglichen werden mit einem Wert wie der „akzeptablen täglichen lebenslangen Aufnahmemenge“ (ADI), die von der WHO für einige Stoffe ermittelt wurde. Auch das erfolgt in der Regel nicht.
- 2) Grundsätzlich wird der Nutzen eines „Giftes“ verschwiegen. Hormone, Medikamente, Pflanzenschutzmittel und Insektizide schützen in aller Regel den Menschen. Sie sind nur oberhalb einer bestimmten Dosis (siehe 1) giftig bzw. gesundheitsschädlich.
- 3) Es folgt nur selten ein Vergleich zu anderen Risiken. Wie hoch ist das Gesundheitsrisiko gesundheitlich unbedeutender Nitrofen-Verunreinigungen im Vergleich zum Rauchen? Zum Autofahren? Und darf ein Raucher überhaupt mitreden über den Bau einer geplanten Müllverbrennungsanlage, die winzigste Mengen von Dioxin emittieren wird?

Würden diese drei Fragen beantwortet werden, würde die Risikoberichterstattung, wie wir sie kennen, zusammenbrechen. Kaum noch eines der vermeintlichen Risiken würde sich als nennenswert erweisen und eine Berichterstattung könnte unterbleiben. Das gilt auch für die epidemiologische Ermittlung von Pseudorisiken oder Pseudogesundheitsverbesserungen in der Art von „Brustimplantate erhöhen Selbstmordneigung“ oder „Fahrradfahren senkt das Brustkrebsrisiko um 12 Prozent“.

Es ist ziemlich naiv anzunehmen, Leser oder Zuschauer könnten den täglichen Katastrophismus der Medien nach Gutdünken annehmen oder ablehnen.²³ Dem Sog der aufgeregten Bilder ist schwer zu entkommen. Risikoeinschätzung und Akzeptanz von Techniken nicht so sehr von rationalen Informationen und überpersönlicher Erfahrung gesteuert, sondern mehr von individuellen Vorlieben, gesellschaftlichen Werten, Leitbildern, Einstellungen zur Politik, Medieninformationen und der Glaubwürdigkeit von Institutionen. Die Psychologie der Journalisten ist kaum anders als die der Leser.

Görke hält Irritieren und Unruheerzeugen sogar für erste Journalistenpflicht.²⁴ Das mag man für befremdlich halten, es deutet aber darauf hin, dass es unterschiedliche Erwartungen an den Wissenschaftsjournalismus gibt, die weiterhin widersprüchlich bis unvereinbar bleiben.²⁵

Man wird nicht mit einem Rezept nach Hause gehen können, man kann nicht so einfach

²³ Görke, Alexander: Risikojournalismus und Risikogesellschaft. Westdeutscher Verlag, Opladen 1999, S.302, Anm. 101

²⁴ Görke, Alexander: Risikojournalismus und Risikogesellschaft. Westdeutscher Verlag, Opladen 1999, S.340

²⁵ Göpfert, Winfried und Michael Schanne: Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus - Evaluation. Hrsg. Robert Bosch-Stiftung, Berlin Zürich 1998, S.6

sagen, was richtig und was falsch ist. Schlimmer jedoch: Es ist nicht oder kaum möglich, den wahren oder zumindest wahrscheinlicheren Sachverhalt darzustellen, sofern eine Fehlmeldung auf journalistischer Übertreibung beruht. Sehr viele Aufreger-Meldungen haben ihren Ursprung in medialer Konkurrenz und mediensystemimmanenten Zwängen. Genau das ist es, was kaum je thematisiert werden darf. Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus. Das bedeutet, dass eine Einordnung eines Ereignisses nie recht gelingen kann. Das betrifft nicht nur die Technik- und Wissenschaftsberichterstattung, sondern hat alle Medienressorts erreicht, vor allem die Politik, aber auch die Wirtschaft und den Sport.

Andererseits ist „Wissenschaft“ ein gutes Verkaufsargument geworden. Risiken, Gesundheitsthemen, Astronomie und Weltraumerkundung schaffen es auf die Titelseiten. Jedoch ist für kein journalistisches Ressort das Vorwissen der Leser geringer als in der Wissenschaft. Das bedeutet, der Druck zum Reduktionismus ist hier am größten. In den Redaktionen werden Wissenschaftsjournalisten nicht mehr durchgängig als Spezialisten anerkannt. Deshalb schreiben andere den Leadsatz und die Überschrift und übernehmen die Berichterstattung, wenn der große Knaller steigt. Wissenschaftsjournalisten scheinen einfach zu distanzieren und zu wenig auf Effekthascherei aus, als dass ihnen noch zugetraut wird, die Auflage mit Sensationsgeschichten zu steigern. Sollten sich Wissenschaftsjournalisten stärker dem Medienkarussell anpassen? Der Druck Richtung (vermeintlicher) Lesernähe wächst, auch von Wissenschaftsjournalisten wird verlangt, ihre Themen nach den Gesetzen des *mainstreams* auszuwählen. Oder sollten sie nicht doch eher die Titelseiten den hemdsärmeligen Machern überlassen, die ein Gespür für Medienknaller haben, und sich auf ihren Spezialseiten den wirklich wichtigen Themen zu widmen, von deren Zukunftsträchtigkeit noch die Wenigsten eine Ahnung haben und für die sich auch nur eine Minderheit interessiert?

* * *